

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 8

Rubrik: Filmbeschreibungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

müssen siegen, weil die urgesunde Kraft, die in der Kinematographie steckt, eben unbesiegbar ist. (Sehr richtig!)

Warum habe ich das alles zu Ihnen zu sagen, meine Herren, die Sie den Organisationsgedanken doch schon längst begriffen haben? Wäre es nicht richtiger, diesen Appell an diejenigen zu richten, die noch draußen stehen? Ja freilich, aber diese erreiche ich nicht, sondern nur Sie. Aber auch diejenigen, welche vielleicht schon verbandsmüde sind, etwa aus dem Grunde, wir hätten noch zu wenig erreicht, müssen mit neuer Zuversicht erfüllt werden. Wir hoffen, daß jeder Einzelne die Notwendigkeit des Verbandes auf diejenigen überträgt, welche noch außerhalb dieser Vereinigung stehen. Ein jeder sei, wie vorhin der Herr Vorsitzende ausführte, Werber für den Verband, damit er in absehbarer Zeit als eine Macht dasteht, die man allwärts, wenn auch nicht steht, so doch respektiert.

In einer unserer Fachzeitschriften fand ich kürzlich den Satz: „Der Einzelne spielt in der Kinematographie überhaupt keine Rolle, jeder Einzelne hält sich aber für unfehlbar und maßgebend und sucht mit eiserner Zähigkeit seine eigene Meinung allen anderen aufzudrängen.“ Das ist zwar ein hartes Urteil, aber wenn solche Worte aus Ihren eigenen wohlinformierten Kreisen kommen, sollte da nicht wenigstens ein Körnchen Wahrheit darin liegen? Man kann indessen diesen Gedanken noch weiter ausspiinnen und behaupten: Ueberhaupt jeder, auch der Nichtfachmann, will die Kinematographie beurteilen und verurteilen. Daher so viele scharfe Urteile, daher auch das Chaos, die Zerfahrenheit in der Branche. Auflösung durch Wort und Schrift wird eine der Aufgaben des Verbandes sein. Als oberste Aufgabe des Verbandes muß die gemeinsame Abwehr aller kinofeindlichen Bestrebungen sein, denn die Kinematographie beruht nicht auf dem Wohle des Einzelnen, sondern auf dem der Gesamtheit. Fort mit dem beliebten System der Bevormundung, fort mit dem System der steuerlichen Ausbeutung, die aller Gerechtigkeit Hohn spricht. Gewisse Kreise bezeichnen die Kinematographie als ein Auswuchs des öffentlichen Lebens, während sie doch ein Volksbedürfnis ist, dem man verständnisvolle Fürsorge, nicht Bekämpfung angedeihen lassen soll.

Wenn aber trotzdem noch jemand im Zweifel sein sollte, ob ein Abwehrverband nötig ist, den möchte ich nur an den Entwurf der Kinonovelle erinnern. Dieser Entwurf ist nicht begraben, sondern nur wegen des Krieges zurückgestellt worden und kann jeden Augenblick aus der Vergewaltigung emportauchen.

Dieser Entwurf kannte beinahe nur Films, die das Gemüt der Jugend vergiften, die grauenvolle, höchst polizeimäßige Szenen darstellen, die überhaupt Volksvergifter sind. Dieser Entwurf wußte aber nichts von der eminent pädagogischen Bedeutung der Kinematographie und ihrem Wert als Volksunterhaltung und Erziehungsmittel. Diese bessere Meinung über die Kinematographie durchzusetzen, wird auch eine Aufgabe im neuen Geschäftsjahr sein. Im vergangenen Jahr hat die Opferwilligkeit der Mitglieder die schönsten Triumphen gefeiert. Es waren allerdings nur wenige, die tief in die Tasche gegriffen haben, und diesen wenigen sei bestens gedankt. Die breiteren Kreise verhielten sich zwar nicht ablehnend, aber noch abwartend. Zur Opferwilligkeit, sogar für seine eigenen Interessen, muß

der Mensch erzogen werden. Diese Erziehung läßt sich aber nicht mit Worten erreichen, sondern allein durch die Unbeugsamkeit harter Tatsachen. Erst wenn die Kinematographie noch weiter herabgedrückt sein wird von dem Niveau, das sie billigerweise für sich in der Öffentlichkeit beanspruchen darf, werden die Leute sich, hoffentlich ist es dann noch nicht zu spät, vielleicht mit einem letzten Seufzer bereit finden lassen, in die Tasche zu greifen und zu opfern für das, was andere Berufskreise schon längst als notwendig erklärt haben. Sollte die Opferwilligkeit des Vorjahres jetzt nachlassen, so wäre das gleichbedeutend damit, den Versuch jeder Organisation für alle Zeiten zu begraben, denn darüber täuscht sich wohl keiner: dieser Versuch ist sicher der letzte, der zum Zusammenschluß gemacht wird. Jeder Einzelne, und damit komme ich zum Schlusse, kann viel zur Erreichung der Geschlossenheit und Einigkeit in der Branche beitragen, wenn er sich bestrebt, persönliche Angriffe und Verdächtigungen zu vermeiden und den Anderen nicht als Konkurrenten, sondern als Kollegen zu betrachten. Dann wird ein Haupthindernis zur Erreichung des gesteckten Ziels beseitigt werden.

Einer braucht den anderen vom Rohfilm bis zum Kinoteater. Und schließlich, meine Herren, wenn Sie alle dem Verbande Vertrauen und Nachsicht entgegenbringen, dann muß ein Machtfaktor entstehen, der seine Bedeutung in der künftigen Behandlung der Branche äußern wird.



Filmbeschreibungen.

In Felsenkrallen.
Schauspiel in 3 Akten.

(Monopol von Karg, Luzern.)

Harry Edgar, ein berüchtigter Gentlemen-Berbrecher, nähert sich der ahnungslosen Mary Holt und weiß sie so völlig zu umgarnen, daß sie ihre Freundin Hilde May, mit der sie seit Jahren in einem Geschäft tätig ist, und mit der sie eine gemeinsame Wohnung hat, verläßt und sich ganz in die Hände jenes Mannes gibt. Es gelingt ihm bald, das junge Mädchen ganz zu seinem Werkzeug zu machen und sie als Helfershelferin für seine Hochstapeleien zu verwenden. Bald aber kommen Mary Gewissensbisse. Der Rausch ist verflogen, die Wirklichkeit öffnet ihr die Augen. Da liest sie eines Tages in der Zeitung, daß ihre Freundin Hilde die Gattin des Grafen Montero geworden ist, sich mit diesem auf der Hochzeitsreise befände und die Stadt passiere, in der sie sich aufhält. Mary eilt zum Bahnhof und trifft die Freundin, der sie ihr bitteres Leid klagt und die ihr Hilfe verspricht. Doch auch das Glück der jungen Frau ist nicht schattenlos. Es fällt ihr bald an ihrem Mann das sonderbare Benehmen auf und ein Brief der Bank, in dem diese mitteilt, daß der Graf den größten Teil seines Vermögens dort bereits abgehoben habe, bestätigt ihr Argwohn. So erregt es denn auch ihr Misstrauen, als ein Beter des Grafen diesen besucht, doch sie kann vorläufig

nichts Besonderes bemerken und erfährt auch nicht, daß der Graf seinen Vetter vergeblich um ein Darlehen bittet, und daß die beiden Männer beschließen, die kostbaren Steine aus dem Diadem der Gräfin durch unechte ersetzten zu lassen und die echten Steine zu verkaufen. Gerade dieses Diadem ist es, das schon seit geraumer Zeit das Interesse Harry Edgars, den der Zufall in die Nähe der Gräfin geführt, erregt hat und er weiß sich auch Kenntnis von dem Plane des Grafen und seines Bettters zu verschaffen. Die Steine werden dann auch vertauscht und die Gräfin bemerkt sofort den Betrug. Jetzt erinnert sie sich der ihr treu ergebenen Freundin Mary und bittet sie, alles zu tun, um ihr die Steine wieder zu verschaffen. Mary ist gern zu allem bereit, was der Freundin dienen kann. Eine wilde Konkurrenz beginnt nun zwischen Harry Edgar, der ja auch nach den Steinen gelüstet, und dem jungen Mädchen, die sich längst von dem Unseligen getrennt hat. Harry mißt sich im selben Hotel ein, in dem auch Mary logiert, er legt Feuer in sein Zimmer an, um durch einen teuflischen Plan zu entdecken, wo Mary die Brillanten verbirgt und in der Nacht, als die Ruhe im Hotel wieder hergestellt ist, schleicht er sich in Marys Zimmer und entwendet ihr das Handtäschchen, in welchem sie die Diamanten aufhebt. Im letzten Moment aber erkennt ihn Mary. Es kommt zum Handgemenge, doch Harry stößt das Mädchen zurück und entkommt. Sie folgt ihm bis in eine Spelunke, wo ihn seine Komplizen erwarten und reißt hier wieder die Steine an sich. Nun entspinnt sich eine wilde Flucht und Verfolgung. Hinauf an steilen Häusern, über Dächer und Höfe, folgt Harry der enteilenden Mary. Sie erhascht einen Zug, hängt sich an den letzten Wagen und entkommt so dem Verfolger. Da findet Harry ein Pferd und durchschwimmt mit diesem einen See, sodass nun wiederum er einen Vorsprung vor dem Zug gewinnt. Mary gelingt es schließlich, den Dampfer zu erreichen, doch auch hier folgt ihr Harry Edgar. Jetzt aber ereilt ihn sein Schicksal. Nach verzweifeltem Kampf mit der unerschrockenen Gegnerin stürzt er ab ins Meer, das ihn verschlingt und in seinem irdischen Richter entzieht. Mary eilt nun zu der Gräfin, die glücklich ist, wieder im Besitz ihres Schmuckes zu sein. Sie offenbart sich ihrem Gatten und dem Vetter, die sie beide in Verzweiflung über das Abhandenkommen der Diamanten antrifft. Während das Ehepaar noch über das Borgefallene spricht, begibt sich der Maler in den Garten zu Mary und fragt sie nach der Ursache des Diamantendiebstahls. Sie zeigt ihm das Telegramm der Freundin, in dem sie um ihre Hilfe gebeten wird und der Maler, begeistert von dem Wagemut des jungen Mädchens, verliebt sich in die einstige Gegnerin und stellt sie auch bald darauf dem Grafen und seiner Gattin als seine Braut vor.

Der Apostel der Armen.

Drama in 3 Akten.

Auf einem Findlingsstein, draußen vor der Stadt, predigt allsonntäglich ein seltsamer Mensch. Weiße Locken umrahmen sein mildes Antlitz, dessen große leuchtende Augen von Leid und Überwindung sagen. Die Armut der Armen, die Vertriebenen und Heimatlosen, lauschen seinen Worten, und wenn er seine schlichte Kanzel verlässt, so

drängen sie sich zu ihm, um seine segnenden Hände zu küssen. An einem Feiertage, als seine Worte von besonderer Herzlichkeit und Wärme durchstrahlt scheinen, bringt plötzlich eine junge scharfe Stimme zu ihm empor, die von Wut und Hass und Empörung zittert. „Glaubt ihm nicht! Im Gefängnis hat er gesessen und ein größerer Sünder ist er als wir alle!“ Vergebens versuchte ein blaßes, zartes Mädchen den Sprecher zu beruhigen. Da antwortete in einem Ton von Verzeihen und Erbarmen der Priester seinem Ankläger: „Er spricht die Wahrheit! Aber ich habe unschuldig gebüßt.“ Und die Menschen, die dieser klaren und furchtlosen Stimme bedingungslos vertrauen, beugen das Haupt in dem Bewußtsein, daß dort über ihnen eine Erinnerung wach wird, an deren schmerzlicher Tiefe gemeinsam ihr eigenes kleines Weh zu einem Nichts zusammenschrumpft.

Es ist Abend geworden. In einer düsteren Hafenschänke sitzt mitten in Qualm und Rauch der junge Zweifler vom Morgen. Neben ihm, wilde, verdächtige Gesellen und das blaße, schöne Mädchen, das nach der entweihten Andacht, Tränen im Auge, des Armenapostels Hände geküßt, als könne sie damit die Kränkung ablösen. Nellys schmales Gesicht trägt die Spuren hoffnungslosen Grames. Nacht für Nacht harrt sie in dieser furchtbaren Umgebung neben Karl Sanden aus, verzweifelt bemüht, ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren. Heute trinkt er wieder so beängstigend viel und beantwortet ihre Warnungen mit Spott. Da öffnet sich die Tür und Johannes Wagner tritt herein. Nelly empfängt ihn mit leuchtendem Blick; Karl begrüßt ihn mit einem halb höhnischen, halb hochmütigen Lächeln. Da schaut ihn der Apostel lange an und vor dem heiligen forschenden Ernst des Priesters senkt der trostige Junge in stummer Scheu die Lider. Reglos lässt er es geschehen, daß Johann Wagner die weinende Nelly vor den wüsten Schimpfworten der wütsten Männer schützt und sie aus der Schenke hinausführt. Erst als die Tür sich hinter beiden schließt, erwacht er aus seiner Erstarrung. Eine fremde, seltsame Macht hebt ihn plötzlich aus der dumpfen Atmosphäre menschlicher Niederung in reine, helle Luft empor. Voll Ekel reißt er sich von seinen Kameraden los und flüchtet, als sie ihn bedrohen, in die dunkle Nacht hinaus, dem Armenapostel nach, von dessen Hoheit und Macht er Rettung und Osthilf erhofft. Und sein Vertrauen täuscht ihn nicht. Wagner nimmt seiner Verleumder in Schutz. Hochaufrichtig erwartet er die Verfolger und staunend erkennt sein Schützling, daß in dem geschmähten Priester die Kraft und Kühnheit eines Helden lebt! Da verwandelt sich sein Hass in leidenschaftliche, bewundernde Liebe. Der Apostel der Armen bringt den erschöpften Jüngling in seine Wohnung, wo er ihn erquikt und labt und ihm im Angesicht der großen schimmernden Stadt die Geschichte seines Lebens erzählt. Als einziger verwöhnter Sohn reicher Eltern ergibt er sich einem müßigen, inhaltslosen Leben. Er macht Schulden, die der Vater immer unwilliger bezahlt. Umsonst versucht die Mutter, den Lebenswandel des geliebten Sohnes zu beeinflussen, Johannes hat nur ein Ziel, die Gunst einer berühmten Schauspielerin zu gewinnen, um mit diesem Triumph in der Gesellschaft zu prunkieren und seine Eitelkeit in ihrem Besitz und ihrer Schönheit zu sonnen. Aber all seine ehrgeizigen Pläne er-

fahren ein jähes Ende. In der Gewissheit, daß nur Mangel und Not ihn noch bessern können, weist der Vater Johannes aus dem Haus und entzieht ihm jegliche Unterstützung. Der Abschied von der tiefgebeugten Mutter bricht den Stolz des mißrateten Sohnes völlig. In seiner verzweifelten Stimmung flüchtet er sich zu Stella Dorini, in der Hoffnung, daß sie, um derer willen er Glück und Ehre aufs Spiel gesetzt hat, seine Aufopferung erkennen und belohnen wird. In der Gesellschaft der Geliebten findet er den verhaftesten Rivalen, einen Geldverleiher, in dem Johannes zu spät den Verführer sieht, der seinen Leichtsinn gewinnstüdig und gewissenlos ausbeutete. Die Entdeckung erfüllt Johannes mit unbeschreiblicher Bitterkeit. Er fordert in heftigem Tone Rechenschaft von seinem Rivalen und als dieser als einzige Antwort die Pistole zieht, stürzt sich Johannes wütend auf ihn. Der Schuß geht los und trifft . . . die Schauspielerin, die sterbend zu Boden sinkt. Der Mörder bezichtigt den unschuldigen Johannes, und da Anschein und Tatsachen gegen den verstoßenen Sohn sprechen, wird er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Unter den Zuhörern der Schwurgerichtssitzung befinden sich die Eltern des Unseligen, doch nur die Mutter erwidernt Johannes flehende Blicke. Sie allein glaubt an seine Unschuld; der Vater wendet das finstere Gesicht in tiefer Scham zur Seite. Das sind die Bilder, die Johannes in seine furchtbare Einsamkeit mitnimmt. In dem öden Einerlei seiner Tage und unter der Last der unsäglichen seelischen Pein würde er zugrunde gehen, wenn nicht gerade aus diesem Dunkel eine neue Sonne zu ihm emporsteige. Schon längst entchwundener Kinderglaube kehrt zu ihm zurück und die Gefängnisandachten werden eine nie versiegende Quelle der Trostung und Aufrichtung für ihn.

Da trifft ihn die Nachricht, daß sein Vater in Gram gestorben sei. Und wieder umfängt ihn dunkle Nacht. In dieser Stunde schneidenden Wehs tritt der Gefängnisgeistliche dem armen Sträfling nahe und nimmt die Überzeugung mit sich fort, daß ein Mensch, der so empfindet und so leidet, nimmer schuldig sein kann. Aber erst, als der eigentliche Mörder eines neuen Vergehens wegen verhaftet wird, vermag er die Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen. Anfangs leugnet der Angeklagte, aber vor dem Blick seines Opfers, aus dem Hoheit, Ernst und Leide überwinden strömt, sinkt er schuldbewußt zusammen und gesteht. Nach langen Jahren trauriger Gefangenschaft öffnen sich die Kerkermauern vor Johannes Wagner. Des Gehens noch ungewohnt, scheu und wankend, betritt er in Begleitung des Geistlichen das elterliche Haus. Als die alte Mutter ihren Sohn endlich wieder in ihren Armen hält, vermag das schwache Herz die Fülle des Glücks nicht mehr zu ertragen . . . Aber auch am Sterbelager der Mutter halten sich die Fäuste des Sohnes nicht mehr in ohnmächtigem Born gegen das Geschick . . . sie falten sich nur noch zum stillen Gebet. — Die Morgendämmerung bricht über die Stadt herein, als Johannes Wagner seine Erzählung beendet. In stillem Sinnen schreitet der Jüngling an seiner Seite durch enge, dumpfe Gäßchen zur Wohnung Nellys. Er kommt zur rechten Zeit, denn das arme Mädchen hat nach einer schlaflosen Nacht keinen andern Ausweg aus ihrem qualvollen Dasein gefunden; als der Weg, der in die Schatten des Todes geht. Da tritt der Apostel der

Armen in ihr Zimmer, an seiner Hand der Geliebte. Einen Augenblick schaut Nelly ihn zweifelnd an, dann erkennt sie, daß seine Seele für immer dem guten und ernsten Streben gewonnen ist und sinkt aufsichtig an seine Brust. — Wenn nun der Apostel der Armen von seinem Steine herab von der Güte Gottes redet, ruht sein Blick auf zwei glücklichen Gesichtern, die in stiller Andacht zu ihm emporgewandt sind.

Todesrauschen.

Kriegsdrama in 5 Akten.

(Monopol: Zuhler u. Cie., Basel.)

Friede, sonniger Friede herrschte noch im weiten Land, und voller Stolz erwartete die verwitwete Geheimräatin Crisius ihren Sohn Heinz, der zum ersten Male nach seiner Beförderung zum Leutnant im schmucken Husarenregiment Nr. 12 auf Urlaub zum Mütterchen nach Hause eilte, zum Mütterchen und nicht zuletzt auch zu Helene, einer entfernten Verwandten von Vaters Seite, die als erheiternder Sonnenstrahl nun schon seit Monaten treusorgend die alte Rätin umgab, und der Heinz am letzten Weihnachtstage seine Liebe gestanden — eine Liebe voller Sehnen, die für alle Ewigkeit unauslöschlich zu sein schien. — Nun war Heinz da! Ein Leben süßester Träumerei begann — ein endloses Glück hatte seinen Einzug ins Heim der Geheimräatin Crisius gehalten, die voller Stolz oft ihrem Heinz nachsah, wenn er in strohender Jugendfrische, in seiner schmucken Uniform, das geliebte Mädchen am Arm, die Stufen hinabschritt und, noch lange zurückwinkend, auf der Straße dann ihren Blicken entchwand.

Doch nicht die Rätin war es allein, die den beiden glücklichen Menschenkindern nachschauten — langsam teilte sich oft die Gardine im ersten Stockwerk desselben Hauses und ein bleiches Gesicht, hohlwangig, mit verträumten Augen, die unter endlosen Tränen ein heiliges Glück wehmüdig zu begraben schienen, starrte ihnen nach, und in bitterem Weh krampften sich die Hände in den blendenden Tüll der kleinen Scheibengardinen. Elfriede Bayer war es, die dort wohnte — auch sie hatte einst die Seligkeit der aufkeimenden Liebe genossen; doch schnell war der Rausch verflogen, und Konrad Bayer, dem sie nun schon drei Jahre angehörte, hatte nach der Ehe bald seinen wahren Charakter gezeigt. — Die Eisenfabrik, die er damals noch sein eigen nannte, war bald unter der erdrückenden Last der Schulden zusammengebrochen, mit brutaler Gewalt hatte er Elfriedes Mitgift an sich gerissen und nachts in dünnen Gelagen verspielt. Unter endlosen Qualen sehnte sie die Stunde herbei, die ihr Erlösung bringen könnte — da sie wieder frei würde — frei von diesem Manne, der erbarmungslos ihr junges Leben zu Boden trat. — Wie in ihrem Herzen, so ballten sich auch die politischen Wolken zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammen, und am 2. August 1914 hatte ein letzter Sprühfunke den großen Weltkrieg entfacht. Mit starren, siebernden Blicken hatte Elfriede am Fenster die Entwicklung der Dinge zugesehen und jetzt, als tausende von Stimmen ein „Hurrah! Mobil!“ mit einem dreifachen Hoch auf Kaiser und Reich erklingen ließen, da schien auch sie freier aufzutreten, ein leises Beben schüttelte ihren Körper und es schien, als richte sich die

erschlaffende Gestalt höher auf — höher zum Licht! zur Freiheit! — Ihr Mann war ja Unteroffizier der Reserve im Pionierbataillon und mußte als erster ins Feld — und wenn er nun ginge — und nicht mehr — schnell strich sie die Gedanken von ihrer Stirn — sie durste den Gedanken ja nicht laut werden lassen, und keiner, keiner durste es ahnen. — Wie anders hatte die Nachricht im Stockwerk darüber gewirkt! ! — Alles Glück schien mit einem Male erloschen — zerstoben in alle Winde — düster lag die Zukunft da und ausschluchend lag Helene in den Armen des Verlobten. Wohl strich Heinz, wie es einem echten Leutnant geziemt, tröstend Helene über das blonde Haar, doch auch ihm standen Tränen in den Augen, Tränen, die er manhaft niederkämpfte. Die letzte Nacht war Heinz daheim. Am Morgen früh mußte er schon zur Garnison zurück. — Kein Auge wurde zur Ruhe geschlossen und beim trauten Lampenschein saß man zusammen — denn noch durste man ja sich gehören! — Im Stockwerk tiefer wälzte sich Elfriede unruhig auf ihrem Lager — ihr Mann war wieder nicht nach Hause gekommen — mit seinen Freunden wollte er Abschied feiern, ehe er fürs Vaterland hinauszog. — Endlich polterte er die Treppe hinauf — angebrunnen wie immer wankte er auf ihr Lager zu — voll Ekel stieß ihn Elfriede zurück — und den Revolver, den er zum Kampf gegen den Feind erheben sollte, er schlug ihn an auf ein Wesen, das ihm nur Frieden gebracht. —

Schrill gelte die Klingel durchs Haus — die Waffe entsank seiner Hand und eine Ordonnanz rief ihn zur sofortigen Gestellung ab. — Ein höhnisches Lachen — kein Wort des Abschiedes — dann wankte er hinaus. — Starr sah Elfriede ihm nach, dann krampften ihre Hände zusammen und Tränen rollten über ihre Wangen — Tränen der Erlösung — des bangen Hoffens. — Doch auch ihr Hoffen soll jählings vernichtet werden. Kaum waren acht Tage vergangen, da las sie in der Verlustliste, daß ihr Mann leicht verwundet sei und daß die Verwundeten schon mit dem nächsten Transport einträfen, um in ihr Heim überführt zu werden. Sie konnte es nicht fassen — so kurze Zeit der Freiheit und all die Qualen sollten nun von neuem beginnen. Nein, das konnte, das wollte sie nicht mehr ertragen und am Tage seiner Rückkehr, da würde sie ihm Platz machen — im Schauer vor der Zukunft wollte sie die Augen für ewig schließen — sie hatte ja ein Mittel — dort im Schränkchen war es eingeschlossen — und es sollte ihr Ruhe — es sollte ihr den ersehnten Frieden bringen.

Am nächsten Morgen — noch warf das Frührot seinen leuchtenden Schein über den Horizont — da traf ein Telegramm für Frau Geheimrat Crusius ein — mit zitternder Hand hatte es die alte Dame entfaltet — ein Aufschrei, dann war sie in die Kissen zurückgesunken. Schnell war Helene herbeigeeilt — sie sah das zerknitterte Papier am Boden und fassungslos starre sie auf die inhaltschwere Karte: „Leutnant Crusius, Husarenregiment 12, starb am 8. August den Helden Tod fürs Vaterland.“ — Heinz tot! — nie mehr ihn wiedersehen — ihren Heinz, dem sie sich bis in den Tod verschworen — noch einmal las sie die furchtbaren Zeilen, dann wankte sie fort — den Blick ins Leere gerichtet. — Vor seinem Bild, das er ihr noch vor kurzem geschenkt, blieb sie stehen — dann drückte sie es an die Lippen — wie sie damals ihn geküßt; sie glaubte die Glut

seiner Lippen zu spüren — und sie glaubte sein ersterbendes Flüstern aus blutender Seele zu hören, ein Mahnen an das Gelübde in jener Nacht, da er Abschied nahm! Vächernd zog sie eine Phiole aus dem Schubfach. Noch ein letzter Kuß, dann setzte sie das Gift an die Lippen — doch die Geheimräatin hatte sich wieder erholt und war gekommen, Helene auf das Schreckliche vorzuberreiten. Mit rascher Erkenntnis übersah sie die Situation und schnell hatte sie Helene das Fläschchen entrissen. Stumm ließ diese es geschehen — stumm, bis der Abend herabgesunken und die Rätin, wie damals beim flackernden Lampenschein von der Seelenregung übermannet, eingeschlummert war. — Stumm küßte Helene die bleichen Wangen der alten, tiefgebeugten Frau — dann schlich sie sich leise fort — fort aus dem Hause in die mondelle Nacht — hin zu den Trauerweiden, die in weitem Bogen den Parkteich überspannten. Dort stand sie noch lange, bis aus dem trüben Gewässer sich sehnstüchtig zwei Arme ihr entgegenzustrecken schienen, die sie sanft zu betten versprachen, zwischen schweren Wasserrosen, die den Teich überwucherten, wie der üppige Rasen die Gräber der Gefallenen, die in Feindesland den Helden-tod gefunden. Bange Gedanken für die Zukunft hatten auch Elfriede erfaßt und fest war ihr Entschluß gereist, aus dem Leben zu scheiden. Mit festen Schritten hatte sie das Schränkchen erreicht, schon drehte sich der kleine Schlüssel im Schloß, da schrillte wieder wie damals gellend die Glocke durchs Haus. Sollte es ihr Peiniger schon sein? Das war ja unmöglich und zaghaft lugte sie durch den breiten Türspalt. Ein Telegramm! für sie? — Von der Militärverwaltung! — Sie öffnete und kurz berichtete man, daß Konrad Bayer seinen Verleihungen erlegen sei. Elfriede wankte — ein Frösteln überließ ihre Gestalt und doch wurde es ihr zu eng in den dumpfen Räumen. — Sie stürzte hinaus in die Nacht — zum ersten Male Freiheit atmend — die Freiheit, die sie so heiß ersehnt und die sie nun endlich gefunden! — Und an derselben Stelle am See, an dem sich eben der Strudel über ein vernichtetes Glück geschlossen, stand Elfriede noch lange angelehnt und starrte in die Flut, bis rosig ein neuer Morgen heraufdämmerte, der ihr die Freiheit brachte — und neues Leben.



Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus dämmernden Nächten.

Roman von A. Wothe.

Copyright 1910 by Anna Wothe, Leipzig.
(Fortsetzung.)

Ein graues Dämmerlicht lag im Gemach, und draußen blaueten die Fjorde in seltsamem Licht. Von fern rauschten die Wasser, es war eine Zauber-nacht. Hell klangen die Kelche aneinander. „Und auf das Wohl des gastlichen Ramsahofes und seiner Bewohner“, fuhr er mit aufleuchtenden Augen fort, das Glas mit dem rubinroten Wein dem Inspektor entgegen-haltend.